



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stern, Adolf: Gabriele von Bülow

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

glaublich rasch verallgemeinert und vergrößert. Wenn aber der Mann so ist, daß die Frau vor ihm Achtung haben, daß sie zu ihm aufsehen kann mit dem Gefühl: auf der Seite ist die Aufrichtigkeit und die Ehrlichkeit, die strenge Pflichttreue und Selbstlosigkeit, der Schutz und die Hilfe für die Schwachen, die Arbeit und das Streben für die höchsten Güter des Lebens, kurz, wenn sie durch ihn an „Freiheit, Männerwürde, an Treu und Heiligkeit“ glauben lernen kann, dann wird sie sich auch selber die Ziele nicht hoch genug stecken können, um einem solchen Manne zu genügen.



Gabriele von Bülow

Von Adolf Stern



Wenn im letzten klaren Abendlicht die Berge erglühen, dann werden regelmäßig auch einige Spitzen deutlich sichtbar, die man bis dahin gar nicht gesehen oder doch nicht beachtet hatte. Je mehr wir uns dem Ende unsers Jahrhunderts nähern, um so sehnsüchtiger geht der Blick der unbefangnen, von dem Taumelkessel der jüngsten Tage nicht berauschten, nach dem großen Höhenzuge der Kultur und des geistigen Lebens am Ausgang des achtzehnten und am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zurück und freut sich der Erscheinungen, die man aus einer in mehr als einem Sinne reichern, in jedem Sinne glücklicheren Zeit kennen lernt. Zu besondrer Genugthuung gereichen uns dabei die Menschengestalten und Menschenleben, die von der Weltanschauung und Bildung jener Tage getränkt, doch der mittlern Höhe des Daseins angehören, die Zeitgenossen und unmittelbaren Nachkommen der großen Denker, Dichter und Künstler, die uns vergegenwärtigen, wie belebend, erhebend und wahren innern Wert fördernd die Gesamtatmosphäre jener Zeit gewirkt hat. Denn darauf kommt es für die Gesamtbeurteilung einer Zeit doch wesentlich an, daß wir die Wirkung der großen Bestrebungen und Leistungen auf die empfangenden, genießenden Naturen zu schätzen vermögen, daß uns Lebensgeschicke vorgeführt werden, die ohne Anspruch an die Nachwelt, in den Pflichten des Tages verlaufen und doch von der Sonne des unvergeßlichen Zeitalters bestrahlt worden sind. Von wirklicher Bedeutung können dabei natürlich nur die Menschen sein, die das Beste der damaligen Bildung in sich aufgenommen hatten. Gefällt sich eine gewisse Art von Goethephilologie darin, des Dichters Senaische Schreiber und Karlsbader Gastwirte ausfindig zu machen und zu behandeln, so muß es andern

unbenommen bleiben, sich an fesselndern Gestalten zu erfreuen. In die Reihe dieser Gestalten tritt neuerdings auch die Tochter Wilhelms von Humboldt, die Gemahlin des preussischen Gesandten und Staatsministers Heinrich von Bülow, eine Dame der großen Welt, wenn man so sagen darf, aber doch vor allem eine echte, liebenswürdige, herzgewinnende Frauennatur, eine individuelle und dabei glücklicherweise typische Erscheinung aus der Zeit, wo der beste Teil des deutschen Adels den vollen Einklang mit der besten Bildung der Nation suchte. Der seelische Adel dieser Diplomatenfrau und Ministersgattin fällt schwerer ins Gewicht als ihr beneidetes äußeres Geschick, und die Erinnerungen ihres spätern Lebens helfen selbst das Licht in dem Bilde der stillen und vielgeschmähten Zeit zwischen 1815 und 1840 verstärken, von dem wir meist nur die Schatten kennen. Das interessante Buch, das ihren Namen trägt,*) hat, wie es scheint, rasch Verbreitung gewonnen; möchte es auch die Wirkung haben, hie und da das Bewußtsein zu wecken, daß wir bei dem hastigen Lauf nach vorwärts mit einigem überflüssigen auch nicht wenig unentbehrliches Gepäck an innerer Bildung und geläutertem Lebensgefühl abgeworfen haben.

Gabriele von Bülow war als das fünfte Kind und die dritte Tochter Wilhelms von Humboldt und seiner Gattin Karoline von Dacheröden am 28. Mai 1802 in Berlin geboren und genoß von früh an die weit ausgebreiteten Wanderjahre, die sich ihr Vater zur Erweiterung seines Weltblicks und seiner großen Kunstanschauungen gönnte. Die spanische Reise, die ihre ältern Geschwister geteilt hatten und der längere Pariser Aufenthalt, während dessen die ihr im Alter zunächst stehende Schwester Adelheid zur Welt gekommen war, lagen hinter den Eltern. Dafür war Wilhelm von Humboldt wenige Monate nach Gabrielens Geburt zum preussischen Ministerresidenten in Rom ernannt worden und brach im September 1802 nach Italien auf. In Rom selbst und der Umgebung der ewigen Stadt wuchs Gabriele auf, denn obwohl es seit 1808 vorläufig keinen Kirchenstaat mehr gab und Humboldts Gesandtschaft geendet hatte, Humboldt selbst zu der wichtigen Mitarbeit an der Neuherstellung des 1806 und 1807 geschlagenen preussischen Staats nach Königsberg gerufen war, blieb doch seine Familie bis 1810 im Palazzo Tomati zurück und verließ Italien erst, als Humboldt Ende des Jahres 1810 zum preussischen Gesandten in Wien ernannt wurde. Das Humboldtsche Haus war jahrelang der Mittelpunkt aller edlern römischen Geselligkeit, hier fanden die deutschen Künstler gästliche Aufnahme, Rat und Hilfe, mit einzelnen, vor allem dem Bildhauer Rauch, knüpfte sich ein freundschaftliches Verhältnis fürs Leben. Zu den mächtigsten Eindrücken früherer Kunstgenüsse gesellte sich der Einfluß der hochgebildeten

*) Gabriele von Bülow, [eine] Tochter Wilhelm von Humboldts. Ein Lebensbild. Aus den Familienpapieren Wilhelm von Humboldts und seiner Kinder. 1791 bis 1887. Mit drei Bildnissen. Berlin, C. S. Mittler und Sohn, königliche Hofbuchhandlung, 1894.

Mutter. Da Frau von Humboldt „im spätern Leben mit Schauern ihrer lichtlosen und unterdrückten Jugend gedachte, so war es eine natürliche Folge, daß sie sich bestrebte, ihre Kinder so viel Heiterkeit und Frohsinn genießen zu lassen, wie nur möglich. Und eine sonnige Kindheit haben Adelsheid und Gabriele gehabt, nicht nur erhellt von der italienischen Sonne, sondern erwärmt und durchleuchtet von der Sonne mütterlicher Liebe.“ Sie sind niemals einer Erzieherin überantwortet worden, und da mannichfache Ansprüche die Mutter verhinderten, sie unausgesetzt zu beobachten, so konnten sie sich um so eigentümlicher und selbständiger entwickeln. „Der Einfluß der Mutter war doch immer da und umgab sie wie die Luft, die sie atmeten.“ Ein vorübergehender Übelstand war es, daß die Kinder vor ihrer Muttersprache das Italienische sprechen und lieben lernten und erst während der Jahre in Wien, von 1810 bis 1813, wo sie mit dem Vater wieder vereinigt lebten, völlig in deutsches Wesen hineinzuwachsen. Die große Zeit von 1812 bis 1814 wirkte erhebend und bildend auf die sich entwickelnden Schwestern, die schönen Kinder, die in Rom die Künstler begeistert hatten, entzückten 1812 Theodor Körner, der während seiner glücklichen beiden Jahre in Wien viel in Humboldts Hause verkehrte. Das Herz zittert jedem freudig, wenn er aus dem großen Entscheidungsjahre 1813 die Zeilen Frau von Humboldts an ihren im preußischen Hauptquartier weilenden Gatten liest: „In den Kindern entwickelt sich unaussprechlich viel Gemüt und die reinste Gesinnung. Ich denke, sie sollen noch eine Zeit erleben, wo man sich ihrer nicht schämen darf. . . . Ich darf das eine gewiß von mir sagen, daß mein Gemüt ganz frei ist von allem Bedürfnis nach dem eiteln Prunk der Erde. Daß die Knaben für nichts ihr Leben opfern, als für das Rechte, daß die Mädchen einst nur Männern angehören, die ebenso gesinnt sind, das ist das einzige, wonach ich trachte. Denn einmal siegen muß doch das ewig Wahre und Rechte. O daß ich den Beginn dieses Sieges mit meinem Herzensblut erkaufen könnte.“

In der Nachwirkung so idealer Anschauung gestaltete sich in der That das Leben der beiden Schwestern in der nächsten Zeit nach dem Befreiungskriege und dem ersten Pariser Frieden. Adelsheid, die ältere, wurde vor der Vollendung des sechzehnten Jahres, im Frühling 1815, als Napoleon noch einmal hundert Tage lang Frankreich regierte, die glückliche Frau des damaligen Majors und Adjutanten des Prinzen Wilhelm von Preußen, des nachmaligen Generals August von Hedemann. Das junge Paar gehörte zu den ersten, die kurz vor dem Beginn eines neuen blutigen Krieges und einer drohenden Trennung vor den Traualtar traten. Einige Monate, nachdem Hedemann glücklich und unverwundet aus dem zum zweitenmal eroberten Paris zu seinem jubelnden Weibe heimgekehrt war, schlug für die bisher eng verbundnen Schwestern die erste Trennungsstunde, Gabriele begleitete die Ihrigen nach Frankfurt am Main, wo eben der deutsche Bundestag eröffnet worden war

Grenzboten III 1894

und Wilhelm von Humboldt auf kurze Zeit Preußen zu vertreten hatte. Hier in Frankfurt lernte sie den zweiten Legationssekretär ihres Vaters, den jungen Mecklenburger Heinrich von Bülow kennen, der erst seit wenigen Monaten in den freigewählten Diensten Preußens stand, vorher in Heidelberg die Rechte studirt, sich auch als Offizier im Kriege von 1813 und 1814 ausgezeichnet hatte.

„Nie haben zwei Menschen eine verschiednere Kindheit verlebt als Gabriele und Bülow. Während ihr alle Reize des Südens, alle Schönheit des Lebens sowohl äußerlich als innerlich zu teil wurden, erwuchs im kalten Norden, inmitten zurückhaltender, nüchternen Menschen ein Knabe, der nicht anders als in Gedanken über die engen Grenzen seines Vaterlandes blicken durfte. Schärfere Gegensätze als das Elternhaus dieser beiden Menschen möchte man schwerlich finden. Bei Humboldts diese Atmosphäre der Schönheit, des geistigen Genusses, dieser freie Verkehr mit Menschen aller Nationen und aller Stände, diese fortreisende Heiterkeit bei der edelsten Sitte. Im Bülowischen Hause kühle, gemessene Höflichkeit, in der Rang und Titel mehr galten als Persönlichkeit und Talent, das starre Festhalten an teilweise schon inhaltlosen Formen, der Zwang und die persönliche Unfreiheit, die der Dienst bei Hofe brachte (Bülow's Vater war Oberhofmarschall des regierenden Herzogs von Mecklenburg-Schwerin), ein Verkehr, der sich auf einige ebenso geartete Bekannte und Landsleute beschränkte.“ Aber wie sich der junge Mecklenburger über diese engen Schranken erhoben hatte, und gefühlt hatte, daß er seine besten Kräfte nur in einem größern Staatsleben entfalten könnte, so war sein Urteil über Menschen und Dinge frei genug, in Wilhelm von Humboldt die persönliche Größe zu bewundern und zu verehren, so öffnete sich sein Herz dem Zauber der frei und eigentümlich entfalteten Mädchenblume, der innerlich reichen und hochgebildeten Gabriele. Sie stand erst im vierzehnten Lebensjahre, muß aber in der Weise der Mädchen ihres Adoptivvaterlandes frühreif gewesen sein, um dem jungen Legationssekretär eine so unüberwindliche Leidenschaft einzulösen. Die scharfsichtige Mutter hatte das Aufglühen dieses Feuers längst beobachtet, zur vollen Flamme schlug es empor, als durch die unerwartete Bestimmung Humboldts für die preußische Gesandtschaft in London, statt für die in Paris, sich Bülow durch eine längere Trennung von dem Gegenstande seiner Liebe bedroht sah. Nun eröffnete er sein Herz den Eltern und erfuhr, daß man seiner Werbung nicht entgegen sei, wenn auch zunächst von einer bindenden Verlobung und einer Heirat nicht die Rede sein könne. Unter diesen Umständen wurde es Bülow nicht schwer, das Herz der jugendlichen Gabriele ganz zu gewinnen, und als es zum Abschied aus Frankfurt kam, betrachtete sich diese als Bülow's Braut und trat mit dem Geliebten in Briefwechsel. Räumlich wurde diese Trennung unter den damaligen Verhältnissen eine sehr weite, denn Bülow blieb in Frankfurt zurück und ging dann als Legationssekretär und seit November 1818 als Geschäftsträger nach London, während Gabriele mit ihrer Mutter, ihren

ältern Schwestern Karoline und Adelheid und ihrem Schwager Hedemann zu einem Aufenthalt in Italien aufbrach, der sich schließlich über mehrere Jahre ausdehnte, ihre Phantasie und ihren Geist wieder reich nährte, aber freilich ihr innerstes Verlangen nicht stillte. Sie überwand sich, ihrem Verlobten, der ungeduldig ein Wiedersehen ersuchte und seine Abberufung aus London und einen längern Urlaub zu einer Reise nach Rom betrieb, entschieden zum Ausharren zu raten. Sie schrieb ihm (aus Rom am 16. Januar 1819), daß sie den Gedanken nicht ertragen könne, ihm durch seine Liebe zu ihr zu schaden. „Ich bitte, ich beschwöre dich, bedenke, was du thust, betreibe nicht so eifrig deine Abberufung aus dem dunkeln Lande, noch die Erlaubnis zur Reise nach diesem schönen Himmel. Ach! was man doch alles thun muß! — Ich weiß, daß die Freude, mich wiederzusehen, sowie meine Liebe dich für vieles entschädigen kann, aber eben je tiefer ich dies empfinde, je inniger mich das Glück darüber beseligt, desto heißer ist mein Verlangen, die Zukunft zu bedenken, in der uns ein noch größeres Glück blüht.“

Wenn sich Bülow diesen Vorstellungen der Geliebten fügte und in London blieb, so rückte ihm im Sommer 1819 Gabriele durch ihre Rückkehr nach Deutschland wieder näher. Im Dezember 1819 erfolgte Humboldts Sturz, die plötzliche Entlassung aus allen Diensten, auch aus dem Staatsrat, die mit dem Siege der Partei am preußischen Hofe zusammenhing, die nur zu oft Friedrich Wilhelms III. mißtrauisches Autoritätsgefühl für ihre Zwecke auszunutzen verstand. Heinrich von Bülow zeigte bei dieser Gelegenheit, daß nicht eine Ader des servilen Strebertums in ihm war, das in spätern, scheinbar freiern Zeiten nur allzu typisch in seinen Lebenskreisen wurde. „Die Zeit wird immer ernster, die Maßregeln stärker, und die Gefahr größer. Man verlangt Zustimmung oder Schweigen,“ antwortete er (London, den 18. Januar 1820) seiner Braut auf die Meldung von der Katastrophe. „Ich weiß nicht zu beurteilen, ob des lieben Vaters Schicksal eben jetzt unvorteilhaft auf das meinige einwirken wird. Dies sollte mich schmerzen, insofern ich dadurch länger von der Vereinigung mit dir, meine gute Gabriele, abgehalten würde, sonst aber sollte mich das wenig rühren. Ich gehe meinen Weg, wie ich ihn nach Pflicht und Gewissen wandeln zu müssen glaube, und ich lehre mich weder an Pontius noch Pilatus. — Ich werde die Tochter des Exministers womöglich mit noch größerer Freude zum Hochzeitsaltare führen, als die des begünstigten Ratgebers!“

Im Laufe des Jahres 1820 sah der ungeduldige Bräutigam seine Braut wieder und fand sie schön erblüht, im Herbst desselben Jahres wurde er zum wirklichen Legationsrat und vortragenden Rat im Ministerium des Auswärtigen ernannt. Am 10. Januar 1821 traute sie Schleiermacher, der die Braut früher konfirmirt hatte, und dem jungen glücklichen Paare waren zunächst einige Jahre in Berlin beschieden. Die Sommer verstrichen der jungen Frau

und Mutter (die 1822 und 1823 zwei Töchter, Gabriele und Adelheid, geboren hatte) still auf den Humboldtschen Gütern Tegel, Burg Orner und Ottmachau, die Winter waren durch gesellige Pflichten und das Mitleben in der geistigen Entwicklung der nächsten Umgebung wie der ganzen Zeit mannichfach ausgefüllt und angeregt. Die Anschauungen und großen Gesichtskreise des Vaterhauses blieben für Heinrich und Gabriele maßgebend, das junge Ehepaar stand natürlich in diesen Jahren im regsten und fast täglichen Verkehr mit Wilhelm und Karoline von Humboldt. Im Jahre 1827, gerade als Bülow zum preußischen Gesandten in London ernannt worden war, Gabriele noch einen letzten Winter mit ihren Eltern und ihren Kindern in Berlin verlebte, kam auch Alexander von Humboldt aus Paris nach der preußischen Hauptstadt zurück und hielt die berühmten Vorträge, durch die er den ihm gebührenden Platz an der Spitze aller geistigen Interessen Berlins einnahm. Gabriele war seine eifrige Zuhörerin, „mit jedemale werden die Vorlesungen schöner, es herrscht eine vollendete Klarheit darin und eine solche Größe der Ansichten, daß sie wirklich erhebend auf Verstand und Gemüt wirken. Auch wird des Onkels Vortrag immer schöner und freier,“ berichtet sie (Berlin, 1. Februar 1828) ihrem Manne nach London. Aber zu freiem Genuß kam die junge Frau doch nicht, das Trennungswohl wegen der Losreißung von der Heimat und den Eltern lag über ihr, dazu hatte sie die Empfindung, daß sie für die ihr nun zufallende Weltrolle eigentlich nicht passe. Ihrer Schwester Adelheid hatte sie schon bei der ersten Kunde von der Ernennung Bülows zum Gesandten in London (12. Februar 1827) anvertraut: „Du weißt es, wie ich immer vor einem Gesandtschaftsposten gezittert habe, wie ganz entgegen ein solcher meinem Geschmack und ganzen Wesen ist, wie ich für meine Person nie eine andre Stellung gewünscht, ja von jeher und für zeitlebens mit einer weit kleinern ganz zufrieden gewesen wäre, hätte sich das vereinigen lassen mit sonstigen Verhältnissen und Bülows Wünschen, die nur durch einen seinem regen und thätigen Sinn angemessenen Wirkungskreis befriedigt werden können. Die Auszeichnung, die Bülow dadurch wird, erkenne ich dankbar, aber das alles hebt mich nicht über meinen Schmerz hinweg und über das Gefühl, wie ich so gar nicht in solche Lage passe.“ Und ihrem Gatten schrieb sie im Mai desselben Jahres: „Was mir der Onkel Alexander über eure Reise und das Leben in London erzählt, das klingt so fremdartig, bestätigt so meine Überzeugung, daß dasselbe nicht für mich und ich nicht dafür passe, daß es mich recht quält. Ich muß mich deiner Weisheit überlassen, und mit meiner Unentschlossenheit wirst du zu kämpfen haben, so lange du mich hast, Geliebter, das weißt du ja wohl auch schon? Du hast aber Geduld mit mir, und weil wir uns lieben, wird alles gehen.“

Schließlich überwand Gabriele als kluge und tapfere Frau nicht nur ihre ausgeprägte Abneigung gegen die Rolle des „Gesandtenweibes,“ wie ihre

Schwester Adelheid sie spottend nannte, sondern wurde auch eine Zierde des Hofes von St. James, eine Freundin der Königin Adelheid (der Gemahlin Wilhelms IV., einer meiningischen Prinzessin), eine in ihren Kreisen hochgeschätzte und besonders ausgezeichnete Persönlichkeit. Humboldt und seine Frau hatten es sich nicht nehmen lassen, die geliebte Tochter selbst nach England zu begleiten, Gabriele fand sich rasch in ihre neuen Pflichten und unterstützte ihren Gemahl nach Kräften bei seinen von den Revolutionen des Jahres 1830 an immer schwieriger werdenden Aufgaben. Sie entwickelte alle Fähigkeiten, die für die Flut von Festen, Empfängen und großen Dinern notwendig waren, sie zeigte selbst guten Humor bei den sinnlosen Routs, die gleichfalls zu ihren geselligen Pflichten gehörten. Ihr natürlicher Takt scheint unfehlbar gewesen zu sein und der Schule der großen Welt kaum noch bedurft zu haben. Das ganze geräuschvolle und aufreibende Leben, das für sie unter den erschwerendsten Bedingungen begann (am 26. März 1829 war ihre Mutter, Frau Karoline von Humboldt, gestorben), hinderte sie niemals, ihrem Gemahl die liebende Gattin, ihren Kindern, deren Zahl sich in England noch vermehrte, die sorgsamste, liebevollste Mutter zu sein.

Trotz alledem blieb in ihrer Seele ein Vorbehalt gegen die aufgedrungene Existenz und eine stille Sehnsucht nach einer andern und bessern, die sie nur zu gut kannte. Mit unbestechlichem Gefühl für den wahrhaften Wert der Dinge wog sie den Glanz und die Bewegung ihres Londoner Lebens und das Glück, das ihr vereinsamter Vater im Park von Tegel fand, gegen einander ab und fand die Schale, in der ihr eignes Dasein lag, immer wieder der andern gegenüber zu leicht. Sie trug offenbar das Gefühl in sich, daß sie im Grunde genommen für die Rolle, die sie zu spielen hatte, zu gut sei, oder vielmehr, daß sie zu dieser Rolle alles Beste ihres Wesens und ihrer Bildung gar nicht bedürfe. Darum schrieb sie nach einem Konzert, in dem sie Paganini gehört hatte: „Sein Spiel machte mir durch die sonderbare Versammlung, vor der er vortrug, einen noch tiefern Eindruck. Er hat überhaupt bei aller unvergleichlichen Schönheit etwas, das mehr weh- als wohlthut, finde ich, es schien mir eine Ironie darin zu liegen, als ob er mit dem ihn bewegenden tiefen Weh sich moquire — das ist zwar nicht das rechte Wort, aber ich finde gerade kein anderes — über die Großen der Erde und über ihr irdisch Freud und Leid“ (London, August 1831). Darum jauchzt sie auf, als die bedrohliche Krankheit ihres Vaters sie 1833 nach Deutschland, nach Berlin zurückgeführt hat, daß sie, wenn auch mit dem Grabe ihrer Mutter, ihr geliebtes Tegel wiederseht: „Endlich und endlich komme ich dazu, dich, mein Innigstgeliebter, von hier zu begrüßen, dir zu sagen, daß ich glücklich ans Ziel der langen Reise gelangt, daß ich hier bin. Dies Wort sagt dir zugleich alles, und brauche ich noch hinzuzufügen, wie ich dich in all der Freude und dem Schmerz, wovon mein Herz bewegt wird, vermisse?“ Darum weist

sie mit unbestechlicher Sicherheit einige Jahre später, als ihr Schwager, General von Hedemann, eine Division in Posen erhalten hat und über die Verbannung in den Osten nicht eben beglückt war, alle Vorstellungen Bülows zurück: „Du schreibst über Hedemanns Versetzung ganz so, wie ich es erwartete. Du willst nach Männerart die glänzende und ehrenvolle Seite davon hervorheben, aber es gelingt dir schon gegen dein eignes Gefühl nicht, sie so geltend zu machen, als du möchtest, und gegen das unfrige nun vollends nicht. Das Unsinnsige, was die Menschen in das Leben bringen, womit sie sich den Genuß desselben kürzen, berührt einen bei dieser Gelegenheit eben so ganz besonders. Hedemanns, die so unabhängig dastehen, die gerade durch das, was ihrem Leben an Glück abgeht, indem sie keine Kinder haben, wahrhaft menschlicher Ansicht nach recht darauf hingewiesen sind, die Vorzüge, die ihnen andererseits geworden sind, zu genießen — die müssen alles dieses Schöne verlassen, alles, was ihnen doch ebenso viel ersetzen muß, und sich nach einer solchen Wildnis versetzen, wie ihnen Posen sein wird, und was einen am meisten kränkt, ist das, daß man sagen muß: ja es ist nicht zu ändern, es muß für den Augenblick geschehen, aber doch wirklich nur für diesen. Länger als auf ein paar Jahre dürfen sie sich ihr Lebensglück nicht schmälern. Aber auch ein paar Jahre giebt keine Menschenmacht einem zurück! O ich muß von diesem Gegenstand abbrechen, denn es ist wirklich nicht damit fertig zu werden“ (Berlin, 18. April 1838).

Eine solche Frau war nicht dazu angethan, sich jemals durch äußern Glanz und den Schimmer der Weltgeltung für irgend einen innern Mangel oder Mißstand entschädigen oder auch nur trösten zu lassen. Sie empfand es hart, daß die Pflichten und Aufgaben ihren Gemahl jahraus jahrein in London zurückhielten, während sie selbst, um der Erziehung der Kinder willen und um die Kosten eines großen Botschafterhaushalts in London zu verringern, auch nach Wilhelm von Humboldts Tode (1835) größtenteils in Deutschland blieb und nur das Jahr 1835 bis 1836 noch am englischen Hofe zubrachte. Die über Jahre hinaus verzögerte Schlichtung der belgisch-holländischen Wirren, die orientalischen Verwicklungen machten es Bülow zur Ehrensache, von seinem verantwortungsvollen Posten nicht zurückzutreten. Er erhielt einigemal monatelangen Urlaub, den er bei seiner Familie in Deutschland zubrachte. Erst nach dem Regierungswechsel in Preußen (1840) konnte er die Londoner Gesandtschaft mit der Gesandtschaft beim deutschen Bundestag in Frankfurt a. M. vertauschen, im März 1842 wurde er von Friedrich Wilhelm IV. zum Minister des Auswärtigen ernannt. Leider stellte sich bald heraus, daß der tapfere und treue Mann in den bewegten, arbeitsvollen Jahren in London seine besten Kräfte zugefetzt hatte. Nicht gewohnt, sich zu schonen, nahm er auch nach einer schweren Erkrankung seine Thätigkeit mit aller Energie wieder auf. Seine Frau, die schon vor einer Badekur in Brückenau mit wachsender Unruhe ge-

sehen hatte, wie sehr ihn alles anstrengte, wie erschöpft er in Schweigen versank, wenn der Zwang, den er sich selbst auferlegte, nachließ, suchte ihn umsonst von der Teilnahme an der Zusammenkunft der Königin Viktoria von England mit den preußischen Majestäten auf Schloß Stolzenfels (August 1845) zurückzuhalten. Am 30. Juli 1845 trat auf der Reise nach Koblenz die Katastrophe ein. „Diese Fahrt ward für Frau von Bülow zur Marter, die Qual dieser Stunden ließ für immer ihre Spuren in ihrer Seele, da wurde für sie alle Sicherheit des Lebens vernichtet. Als ihr Mann ein langes, bedrückendes Schweigen brach — redete er irre. Sie suchte ihn zu berichtigen, er verwirrte sich noch mehr, sie glaubte, er rede im Fieber, sie konnte es nicht fassen, ihr ganzes Inneres sträubte sich, das Entsetzliche zu begreifen. Wenn dieser klare Geist zerstört werden konnte, was blieb dann noch bestehen?“ Sie mußte in monatelangen traurigen Tagen das Entsetzliche glauben lernen, im September 1845 nahm Bülow seinen Abschied als Minister, im Februar 1846 erlosch infolge neuer Schlaganfälle sein Leben.

Gabriele von Bülow wird sich in jenen Trauertagen dem Ende nahe gefühlt und nicht geahnt haben, daß ihr noch ein vierzigjähriges, in seiner Weise bedeutungsvolles Leben im Witwenstande beschieden sein sollte. Die Darstellung dieses Teiles ihrer Erlebnisse erscheint in den Erinnerungen leider allzusehr gekürzt und gedrängt. Ist es schon in den frühern Teilen des Werkes zu bedauern, daß eine Anzahl der wichtigsten in dies Frauenleben doch eingreifenden Weltverhältnisse und politischen Vorgänge kaum berührt sind, so mag dies noch mit der Behauptung gerechtfertigt werden, daß eben diese Verhältnisse und Vorgänge aus andern historischen Werken bekannt genug seien. Immerhin sollte deutlicher hervortreten, daß Humboldt, sein Schwiegersohn und eine Reihe von Männern, die in engerer Beziehung zu beiden standen, einer vielangefochtenen, oft schwer mißhandelten, immer beargwöhnten Opposition angehörten. Nicht der lärmenden, demonstrativen, meist sinnlosen, die später in Klammern und Zeitungen zu Tage trat, sondern der Opposition, die sich in dem Vierteljahrhundert zwischen 1815 und 1840 unablässig abmühte, Preußen in seinen natürlichen, zukunftsverheißenden Bahnen zu erhalten. Es läßt sich nicht gerade sagen, daß dieser Umstand verschwiegen sei, in einzelnen Briefen Gabrielsens an ihren Gatten tritt er ganz entschieden zu Tage, so z. B., wenn sie ihm (Berlin, 8. Februar 1834) schreibt: „Der Stand der Dinge ist dir leider nicht günstig, und die, welche dir wohlwollen, können leider nicht zu deinem Herkommen raten. Du glaubst es nicht, wie verstockt hier die Leute sind, wie befangen in ihren Anschauungen, die sie die rechten nennen. Auch höhern Orts wendet sich die Stimmung sehr gerne gegen dich, und man markirt es mir und sogar dem Vater!“ Aber es wäre eben für viele Leser des Buches ein Gewinn, wenn die Schwierigkeiten der Lage, in der sich ein ausgezeichnete Mann wie Bülow in diesen mißlichen Übergangszeiten befand, genügend ver-

deutlich wären. Der Mut, der Takt, das Feingefühl, die Sicherheit eines guten weiblichen Instinkts für die Ergründung von Charakteren und Stimmungen würden dann aus diesen Blättern noch klarer und schärfer hervortreten.

Aber noch beklagenswerter erscheint uns die Knappheit, mit der in dem letzten Teile des umfangreichen Buches das spätere Leben der Frau von Bülow behandelt ist. Durch die glückliche Verheiratung ihrer Töchter im Mittelpunkt eines großen Familienkreises stehend, durch ihre Geburt, ihre Verbindungen wie ihre Persönlichkeit dem Herrscherpaare vertraut, das mit dem Jahre 1858 eine neue Zeit für Preußen und Deutschland heraufzuführen begann, durch ihr früheres Leben und ihre Anschauungen eng mit den Kreisen verbunden, denen ihr Onkel Alexander von Humboldt, denen Rauch und andre angehörten, blieb die Schloßherrin von Tegel in den verschiedensten Verhältnissen ihres spätern Lebens eine Gestalt, deren inneres Sein, deren Anschauung und Urteil uns reichlich soviel interessiren würden, als die Mitteilungen über die bunten Wechsel äußerer Ereignisse in einem großen aristokratischen Familienkreise. War es ihr Geschick, daß „gerade ihr, deren Natur ursprünglich Anlehnung und Hingabe Bedürfnis war, eine menschliche Stütze nach der andern entzogen und ihr dagegen immer von neuem die Pflicht auferlegt wurde, andre aufzurichten, ihnen Trost und Halt zu werden,“ so würde die Widerspiegelung der Empfindungen dieser ausgezeichneten Frau, der schlichten Opferfreudigkeit, mit der sie auch diesen Forderungen des Lebens genügte, um so dankenswerter gewesen sein. Es gewinnt zu sehr den Anschein, als wäre dieses bedeutende Leben schließlich in die Gewöhnlichkeit, in der man sich vergnügt, freit und freien läßt, in die Leere eines bloßen glückbegünstigten Genußdaseins verlaufen. Daß dies entschieden nicht der Fall gewesen ist, läßt sich eben nur aus dem Zusammenhang der Dinge, aus den wenigen Stellen der spätern Erzählung erkennen, die einen tiefern Blick in die Seele der prächtigen alten Dame gestatten. Vortrefflich zeigte sie sich im Jahre 1848, sie konnte angesichts der Berliner Märztage den Gedanken nicht unterdrücken, daß ihr Gemahl, wenn er noch am Leben gewesen wäre, Friedrich Wilhelm IV. vor den Demütigungen der wüsten Zeit bewahrt hätte. Als der Prinz von Preußen, der nachmalige Kaiser und König Wilhelm I., im Juni 1848 aus England zurückkehrte, bereitete sie ihm im Verein mit Wenigen einen herzlichen Empfang. „Der schwergeprüfte Prinz hatte diese bescheidne Huldigung als aus treuem Herzen kommend zu schätzen gewußt und in tiefer Bewegung die Hand geküßt, die Rosen auf seinen dornenvollen Pfad zu streuen bemüht war.“ Im Jahre 1853 war es ihr vergönnt, das Land und die Stätte ihrer Kindheit wiederzusehen; der Brief, den sie am 12. November 1853 aus Rom an ihre Schwester Adelheid richtete, gehört mit zu dem Schönsten, was die spätern, nur allzu flüchtigen Erinnerungen enthalten. „Alle Morgen ist es mir noch wie ein Traum,

daß ich wirklich hier bin. Da trete ich ans Fenster und sehe die Porta del Popolo und die Piazza mit ihren Kirchen, den Obelisk, und sehe die Fontänen und höre sie rauschen und werde es mit Freuden bewußt, daß ich wache.“ Sie führt ihre Enkelkinder zur Fontäne vor der Villa Medici und zeigt sie ihnen als den Schauplatz ihrer kindlichen Spiele. Die wunderbare Frische, die ihr bis zuletzt, auch unter erschütternden und aufreibenden Familienerlebnissen und harten Schicksalschlägen, erhalten blieb (noch im Jahre 1883 konnte es sie erzürnen, daß irgend eine Zeitung sie eine Greisin genannt hatte), zeigt sich in allem, was uns aus den Jahren zwischen 1850 und 1887 mitgeteilt wird. Daß wir mehr zu erfahren wünschten, ist lebendige Teilnahme, nicht Neugier. Kein Leser wird sich der Empfindung erwehren können, daß die Notizen dieses letzten Teils des Buches sich mehr als einmal zum Wilde hätten gestalten lassen. Ein solches Bild, das ausnahmsweise einmal vor unsre Augen tritt, aus dem letzten Sommer in Tegel vor Gabrielsens am 16. April 1887 erfolgten Tode, möge zum Schluß hier stehen: „Frau von Bülow gehörte nicht zu den traditionellen Großmüttern, die Märchen erzählen und Strümpfe stricken, aber sie setzte sich oft dazu, wenn das Spiel der Kinder im vollen Gange war, und blickte mit den klaren Augen still forschend von einem zum andern. Nur das Kleinste nahm sie wohl einmal auf den Schoß, und dann klang noch ein alter italienischer Kinderreim von ihren Lippen. Und sie dachte daran, wie sich alles wiederholt im Leben, wie hier vor mehr als fünfzig Jahren im Antikensaal vor des geliebten Vaters Augen ihre Kinder getanzt hatten, deren Enkel sie nun wieder so fröhlich springen sah, und zwar nach der Musik eines Veierkastens, den sie sich eigens dazu an ihrem vierundachtzigsten Geburtstag hatte schenken lassen. Wie alt, wie unbegreiflich alt kam sie sich dann vor! Aber noch immer war sie rüstig genug, um mit der fröhlichen Schar in den nahen Wald zu wandern, und es war sehr lieblich, wenn die wilden Knaben ihr Spiel unterbrachen, um die »Urmutter« sanft und ritterlich über eine Unebenheit fortzugeleiten und ihr nach dem Niedersitzen wieder aufzuhelfen.“



Der Apoll vom Belvedere



n jeder Wissenschaft giebt es Fragen, die man nicht unpassend als „Revenants“ bezeichnen könnte: Fragen, die man längst für abgethan und begraben hielt, und die doch plötzlich wieder aufs neue auftauchen, um eine Zeit lang lebhaft besprochen und von neuen Gesichtspunkten aus betrachtet zu werden, bis sie — nur scheinbar endgiltig erledigt — wieder von der Tagesordnung verschwinden und